Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 5-6

Artikel: Zur Aussprache des Hochdeutschen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419836

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ristisch"! Und das unglückliche Subjekt! dessen Sinn von tausend Deutschen kaum einer aus dem Wort erklären kann! Beruht es doch auf dem Geheimwortschatz der Philosophen. Und nun subjektiv: „Ich persönlich habe rein subjektiv durchaus nichts dagegen". Und Subjektivität, subjektivistisch, welche Wortmacherei, Geheimtuerei, Wichtigtuerei! „Philosophisches Blendol" hat einer diese spitzfindige Fremdwörterei genannt.

Und hat nicht schon Gottsched, auf seine Art und an derselben Krankheit leidend, den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er von den gelehrten Sprachverderbern schreibt:

Sie wollen sich en parlant von der Canaille distinguieren.

Zur Aussprache des Hochdeutschen.

Im Zeitalter des Mundartüberschwangs und anderer Auswüchse des schweizerischen Nationalgefühls ist es besonders anerkennenswert, ja fast eine mutige Tat, daß der zürcherische Erziehungsrat „nach Anhörung der Konferenz der Kapitelspräsidenten" beschlossen hat, den Lehrern sämtlicher Schulstufen im Amtlichen Schulblatt vom 1. April 1940 eine „Anleitung zur Aussprache des Hochdeutschen an Zürcher Schulen" zu geben, die sehr vernünftig gehalten ist und einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, aber auch vor Übertreibungen warnt. Die Vorbemerkung lautet:

„Eine reine deutsche Aussprache ist für die Schüler nicht nur im Verkehr mit Reichsdeutschen, sondern ebenso sehr mit allen Andersprachigen, nicht zuletzt mit welschen und tessinischen Miteidgenossen, von großem Vorteil. Es ist aber durchaus nicht nötig, daß sie völlig identisch mit der bühnendeutschen Aussprache sei. Alle bedeutenden Phonetiker, vor allem auch Siebs und Drach, betonen den Unterschied in der Zielsetzung zwischen Bühne und Schule. Merkwürdigerweise haben Beobachtungen der letzten Zeit gezeigt, daß an manchen Primar- und Sekundarschulen im Bestreben, eine möglichst feine Aussprache zu erzielen, eine direkt*) falsche, „überweiche" Aussprache gelehrt wird. (Bei ch-Endung durchweg Ichlaut!) Anderseits bleiben sehr schwerwiegende Fehler gänzlich unbekämpft. Die untenstehende Norm, die vorgeschlagen wird, weicht einzig in der Aussprache des -ig vom Bühnendeutschen ab. Bereits hat sie sich im Eidgenössischen Sängerverein durchgesetzt; es sind auch Bestrebungen im Gange, sie am schweizerischen Radio einzuführen. Sie dürfte geeignet sein, den gefühlsmäßigen Widerstand gewisser Volkskreise gegen eine gepflegte Aussprache zu vermindern."

Sehr gut sind auch die allgemeinen Ratschläge:

„Auf allen Schulstufen ist auf eine deutliche, doch nicht zu laute Aussprache hinzuwirken. Die Deutlichkeit der Aussprache beruht auf der klaren Artikulation, ganz besonders der Konsonanten. Wo im Chor gesprochen wird, soll nicht überlaut, sondern im Einzelsprecherton geredet werden. Im Interesse einer richtigen sprecherischen Erziehung liegt es, daß der sprechende Schüler sich stets der Klasse zuwendet. Bei der Rezitation ist ein natürliches, dem Dichtungs- und Stilgehalt entsprechendes Vortragen anzustreben."

Im besondern verlangt der Erziehungsrat u. a. Übungen in der Unterscheidung von offenen und geschlossenen Selbstlauten, dies wohl hauptsächlich der Ausnahmen „Erde, Schwert, Pferd" usw. wegen, wo wenigstens im dichterischen Vortrag, abweichend von der Mundart und auch von unserer schriftsprachlichen Gewohnheit, langes geschlossenes E gesprochen werden soll. Wichtiger scheint uns das Endungs-E, das auch Lehrer und andere Erwachsene häufig wie die ABC-Schützen als geschlossenes E sprechen, während es doch genau so zu sprechen ist wie im Schweizerdeutschen. Das E in hochdeutsch „Hütte" ist genau gleich wie in schweizerdeutsch „Hütte". Sehr wichtig ist die Unterscheidung zwischen dem Ach- und dem Ichlaut; denn verbreitet ist immer noch die rauhe „urchige" Aussprache des Ch in „ich, mich, nicht, schlecht und recht" usw. Daß es aber auch schon Lehrer gibt, die den weichen Laut auch nach A, O, U, Au anwenden, ist natürlich eine lächerliche Übertreibung und höchstens als Zeichen politischer Unbefangenheit und künstlerischen Eifers einigermaßen erfreulich. Berechtigt ist für die Schweiz auch die Abweichung vom Bühnendeutsch in der Aussprache der Endung -ig, die auf der Bühne und auch sonst in Deutschland wie -ich gesprochen wird, also ewig wie ewich, einig wie einich. In Verlegenheit kommt man aber mit der Aussprache -ig (mit G), wenn an das Eigenschaftswort die Endung -keit gehängt wird. Spricht man auch da ein G, so läßt sich dieses vom folgenden K nicht unterscheiden, und man spricht einfach Ewikeit, Einikeit. Man hört deshalb in Zürich ganz fortschrittliche Lehrer, die nie „ewich" oder „einich" sprechen würden, trotzdem aber sagen „Ewichkeit" und „Einichkeit". Ist das nötig? Es bedeutet für den Schüler eine Erschwerung. Wir würden in solchen Fällen ruhig „Ewikeit" und „Einikeit" sagen, aber natürlich nicht „Ewikcheit" und „Einikcheit", was man auch hören kann. Endlich verlangt die Anleitung auch, daß die Mitlaute P, T, K „in Abweichung vom Schweizerdeutschen" immer „gehaucht", gemeint ist wohl: „behaucht", d. h. mit nachfolgendem Hauchlaut H gesprochen werden, also Phaar, Thier, Khuh, aber natürlich wieder nicht Kchuh. Doch ist die Weisung beigefügt: Man hüte sich vor Übertreibungen. Als solche wirkt, außer im dichterischen Vortrag, dieses H leicht vor unbetontem E, besonders in Endungen: ketthethe, husthethe.

Die Anleitung schließt mit dem ausgezeichneten Rat, in jedem Schulhaus, das ein Grammophon besitzt, die Sprechplatte von Emil Frank: Lautschulung (Eigenarten und Unterschiede der deutschen Lautbildung im Vergleich zur mundartlichen Aussprache), His Master's Voice FK 269 (Fr. 4), anzuschaffen, allenfalls auch die von ihm besprochenen Prosa- und Poesieplatten."

*) „Direkt falsch"! „Geradezu falsch" hätte es nicht getan. St.

Aus dem Idiotikon.

119. Heft (Fortsetzung). Huber & Co., Frauenfeld.

Das Hauptwort „Stecke" hat ungemein mannigfaltige Bedeutung; es kommt daher auch in vielen Redensarten und festen Wendungen vor. Verbreitet ist als Ausdruck des Abscheus die Redensart, „eine oder eini nid emal mit-eme Steckli arüere möge". So sagt bei Gotthelf Joggelis Tochtermann von seiner Frau Elisi: „Wenn er gewußt hätte, was sie für ein wüstes Reibeisen, eine häßige Krot, eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anrühren mögen". Häufig ist das Steckli im volkstümlichen Spiel; so gibt es ein Stecklischmecke und ein Stecklizieh, wobei zwei Gegner, bes. Älpler, ihre Körperkraft messen, indem sie, die beiden Enden eines Stockes fassend, einander gegenseitig zu sich herüberzuziehen trachten. Das wird auch bildlich verwendet; so erzählt Balmer von einem Mädchen, in dessen Herzlein hätten „Angst u Freud z'säme Steckli zoge". Häufig sind natürlich die Beispiele, in denen der Stecken zum Schlagen dient. In Brütten (Zürich) wird 1687 dem Sigristen befohlen, er „soll sich mit Stecken und Ruten versehen, die Jugend und die Hunde im Zaume zu halten". Mit Hilfe eines mit Teufelssalbe beschmierten Steckens kann man nach einem Innerrhoder „Malefizbuch" von 1603 Menschen, Vieh und Wetter verzaubern. Wenn man mit einem Stecken, den